

und steht für den Geist (Gottes) und das Element Feuer bzw. „den Bund zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung“ (97). Zugeordnet ist *Schin* dem Kopf (der Stirn) und meint so „die Vergeistigung der Materie“.

„Der Name ‚Jeschua‘ öffnet in uns das Tor der Freude, die uns niemand nehmen kann! Das Üben mit den hebräischen Buchstaben wird zur Nahrung für den Weg im Alltag“ (ebd.).

Die Kalligrafin bezieht sich ausdrücklich auf die christliche Kabbalistin *Annick de Souzenelle* (geb. 1921), über die der Leser leider so wenig erfährt wie über den chassidischen Mystiker und Tora-Gelehrten *Friedrich Weinreb*. Das Prinzip, um der besseren Lesbarkeit willen auf „viele Fußnoten“ zu verzichten (7), empfiehlt sich nicht immer.

Die weiteren Beiträge befassen sich mit den „Familienbanden von Judentum und Christentum“ (*Alois Stimpfle*), Mystik und Theologie in der christlichen Religion (*Markus Ries*), Ursprung und Geschichte der Kabbala (*Michael Bollag*), Buber und Rosenzweig (*Hortense R. Anwari*), Mystik im Islam (*Peter Hüseyin Cunz*) und im Hinduismus (*Bettina S. Bäumer*), dem benediktinischen Weg der inneren Reinigung (*Fidelis Ruppert*), der Friedensmystik des Nikolaus von Flüe (*Johann Schleicher*) und dem „Weg des Herzens“ – Via Cordis (*Bettina Knepper*).

Klaus W. Hälbig, Rottenburg

Marie Jalowicz Simon, **Untergetaucht. Eine junge Frau überlebt in Berlin 1940–1945**. Bearbeitet von Irene Stratenwerth und Hermann Simon. Mit einem Nachwort von Hermann Simon. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 2014. 416 Seiten.

Nach vielen vergeblichen Versuchen willigte Marie Jalowicz Simon (1922–1998), die Mutter von Hermann Simon, Direktor der „Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“, im Dezember 1997 endlich ein, ihre Geschichte als junges Mädchen in der Zeit von 1940 bis zum Mai 1945 zu erzählen. Sie erzählte flüssig, nur aus ihrer Erinnerung, als hätte sie ihre Geschichte wie in ein Tagebuch in ihrem Gedächtnis aufgeschrieben, das sie jetzt nur noch vorlesen musste. Vorher hatte sie sich auch auf nachdrückliche Bitten immer geweigert, von ihrem Leben in der Zeit des Nationalsozialismus zusammenhängend zu erzählen, wohl aber spontan die eine oder an-

dere Begebenheit erzählt. Die detaillierten nachträglichen Recherchen von Hermann Simon bestätigten, was seine Mutter erzählt hatte. So entstanden 77 Tonkassetten. Marie Jalowicz Simon brauchte dafür ein dreiviertel Jahr. Kurz danach starb sie.

Das Buch handelt von einer jungen, aparten Jüdin, der es gelang, in Berlin trotz immer neuer Komplikationen und Gefahren an ständig wechselnden Orten unterzutauchen und dadurch dem sicheren Tod zu entgehen. Wir erfahren von gefährlichen Personen, von Rettern und von riskanten Wegen, und wir lesen von dem Mut dieser jungen Frau, von ihren Ängsten und ihrem nicht zu brechenden Lebenswillen.

Seit vielen Jahren gibt es zahlreiche Biografien von Juden, die wie Marie Jalowicz Simon als „U-Boote“ überlebten, wie etwa der Entertainer *Hans Rosenthal*, der in einer Berliner Kleingartenanlage überlebt, oder *Erich Wolff*, der sich im Heizungskeller der Herz-Jesu-Kirche in Prenzlauer Berg versteckte. In Berlin überlebten ca. 17 000 Juden, weil sie verlässliche Helfer hatten.

Trotzdem ist das vorliegende Buch aus zwei Gründen einmalig: Es erzählt vom Schicksal einer jungen Frau, für die es ungleich schwieriger war als für einen Mann, immer neue Helfer zu finden, denen sie vertrauen konnte. Und die Lebensgeschichte ist glänzend erzählt, aus einer Rückschau von mehr als fünfzig Jahren, spannend, aufregend, auf jeder Seite packend. Fotos zeigen die Schülerin, die attraktive junge Frau, ihren vorläufigen Pass mit Foto und Hakenkreuzstempel unter dem angenommenen Namen *Johanna Koch*, ihren Sohn Hermann, die alte Dame.

Marie war 19 Jahre alt, als die schwere Zeit begann. Was die Nationalsozialisten mit den Juden vorhatten, war bekannt. Damals entschied sie sich, nicht alles widerstandslos mit sich machen zu lassen. Sie wollte unbedingt überleben – mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln. Mit ihrem unbeugsamen Lebenswillen und dem Vertrauen in die eigene Kraft und Phantasie fühlte sie sich – trotz ihrer Angst – stark genug, dem sicheren Tod aus dem Weg zu gehen. Das Extravagante und Originelle ihres Wesens, auch ihre Schlagfertigkeit und ihre Verstellungskunst, waren ihr dabei eine große Hilfe.

Marie entstammte dem traditionellen jüdischen Kleinbürgertum in Berlin. Ihr Vater war Rechtsanwalt, ihre Mutter Hausfrau. Die eher liberale Familie führte dennoch einen koscheren Haushalt, feierte die jüdischen Feiertage und

sympathisierte mit dem Zionismus. Als Marie, wie viele andere jüdische Mädchen, 1940 zur Zwangsarbeit bei Siemens in Spandau verpflichtet wurde, war die Mutter schon tot. 1941 starb auch der Vater, sodass sie, als die Deportationen begannen, bereits auf sich alleine gestellt war.

Zwei mutige Entscheidungen markieren den Beginn ihres gefährlichen Weges. Sie entschließt sich, den „Judenstern“ nicht mehr zu tragen, und sie entzieht sich der Zwangsarbeit bei Siemens. Es folgen Jahre ständiger Improvisation. Um ihre Spuren zu verwischen, wechselt sie in Berlin neunzehn Mal ihren Wohnsitz. Immer wieder muss sie sich Menschen anvertrauen, von denen sie nicht mit letzter Gewissheit weiß, ob sie ihnen vertrauen kann. Dabei verlässt sie sich auf ihre keineswegs unfehlbare Menschenkenntnis. Sie braucht einen falschen Pass, einen falschen Namen und immer neue sichere Verstecke. Manches misslingt ihr auch, wie ihre Scheinehe mit einem Chinesen. Der Plan, über Bulgarien nach Palästina zu entkommen, scheitert ebenfalls. Manchmal bietet sie sich Männern als Geliebte an, um bei ihnen wohnen zu können. Weil ihr das Leben wichtiger ist, gewährt sie die von manchen Rettern geforderten körperlichen Liebesdienste. Sie findet aber auch verlässliche Helfer, die manches riskieren, um ihr das Untertauchen zu ermöglichen. Trotzdem gerät sie oft in unmittelbare Gefahr, der sie nur um ein Haar entkommen kann.

Von all den wechselnden Situationen erzählt Marie Jalowicz Simon. Ihr Humor, ihr Sarkasmus und ihr Spott kommen dabei nicht zu kurz. Man liest das Buch mit Spannung, man bewundert ihren Mut, ihre Raffinesse, ihr Glück. Kein Leser, keine Leserin wird so rasch dieses Leben einer jungen Jüdin im Kriegsalltag in Berlin vergessen. Ein Dank gebührt den beiden Herausgebern und besonders ihrem Sohn Hermann Simon, der die mühevolle Arbeit auf sich nahm, dieses Buch zu vollenden und ein aufschlussreiches Nachwort anzufügen. Man spürt förmlich seine Dankbarkeit, dass ihm dies zum letztmöglichen Zeitpunkt vor dem Tod der Mutter gelang.

Von ihrem Leben nach dem Krieg erzählte Marie Jalowicz Simon nichts mehr. Sie blieb in Ostberlin, trat vorübergehend der Kommunistischen Partei bei und lehrte an der Humboldt-Universität in Ostberlin als Altphilologin und Philosophiehistorikerin (vgl. das Interview von Detlev Lücke mit Hermann Simon zu Marie Jalowicz Simon, „*Am Lebensende die ganze Wahrheit sagen*“, in: *Der Freitag*, 19.5.2000).

Werner Trutwin, Bonn